

Marmor und goldene Türfallen

Am Tor zum Aumatt-Resort muss ich etwas warten. Das Auge der Überwachungskamera hat mich im Blickfeld. Aber ich bin angemeldet und nachdem ich meine Einladung in die Kamera gehalten habe, öffnet sich das schwere Schiebetor. Die Siedlung besteht im Innern der Umfriedung aus zwei Häuserreihen, die hier entlang einer Hauptstrasse, dem Weidweg, angeordnet sind. Auf drei Seiten ist das Gelände durch eine drei Meter hohe und mit Glasscherben gespickten Mauer geschützt. Die untere Grenze des Anwesens bildet der Wohlensee, wo sich die Bootsanlegestellen der wohlhabenden Bewohner befinden. Markus-Yves Guggenbühl kommt mir entgegen. Er leitet das Sekretariat des Resorts, das hier am Ufer des oberen Wohlensees liegt. Im Sekretariat werden die Angestellten der Siedlung, die Landschaftsgärtner, Abwarte, Chauffeure sowie die Raumpflegerinnen und Raumpfleger angestellt und ihre Einsätze koordiniert. Die Bewilligung, über das Aumatt-Resort zu berichten, hatte ich erst nach der Zusage erhalten, keine Namen der Bewohner zu nennen. Die Menschen, die hier leben, legen Wert auf Diskretion.

Ursprünglich, erzählt mir Guggenbühl, wäre hier eine nach genossenschaftlichen Ideen geführte Siedlung mit weitgehender Selbstverwaltung geplant gewesen. Nach dem Bezug der ersten Liegenschaften habe es dann zwei Fraktionen gegeben. Die eine Fraktion habe das ursprünglich geplante Konzept weiterverfolgen wollen. Doch glücklicherweise habe eine Mehrheit eingesehen, dass der Ort hier viel zu schade sei für gesellschaftliche Experimente und das Gelände geradezu ausersehen als Rückzugsort einer wohlhabenden Bevölkerungsschicht. Der Gemeinde Wohlen sei das wohl bekommen, und man habe nach dem Vorbild von Muri die Steuern senken können. Den Bau des geplanten oberen Siedlungsteils habe man stoppen können, denn der Baulärm habe die bereits eingezogenen Häuserbesitzer gestört. Dafür habe man das Gelände zwischen den Häusern und dem See erwerben können. Die Unterdettigenstrasse verlaufe seither oberhalb um das Resort herum, wodurch die Aumatt-Bewohner exklusiven und ungestörten Seeanstoss erhalten hätten. Der Seeanstoss sei zwar jetzt durch gesetzliche Bestimmungen gefährdet, doch habe es die Aumatt verstanden, durch Einsprachen sowie durch Zahlungen und Schenkungen an die Gemeinde die Einrichtung eines öffentlichen Uferwegs in weite Fernen zu verschieben.

Die Häuser der Aumatt repräsentieren den Besitz der Bewohner. Viele Fassaden sind mit Marmor oder Edelmetall verkleidet. An den Türen aus Edelhölzern prangen goldene Schlösser und Türfallen. Viele der ursprünglich



als Mehrfamilienhäuser gebauten Liegenschaften auf der Hangseite des Weidwegs sind später durch einzelne Besitzer zu Einfamilienresidenzen umgebaut worden. Auf dem zentralen Platz, auf dem die Gemeinde Wohlen einst einen Kindergarten hatte bauen wollen, befindet sich heute ein Fitness- und Wellnesscenter mit Schönheitssalon. In die Wiese zum Wohlenseeufener ist ein geheiztes 50-Meter-Schwimmbecken integriert. Der ursprüngliche Waldstreifen am Wohlenseeufener ist längst abgeholzt und heute erstreckt sich ein gepflegter englischer Rasen bis direkt zum Wasser.

Die Kosten, welche Sekretariat und Dienstbotenpersonal verursachen, seien natürlich nicht unerheblich. Dies habe aber den Vorteil, dass man sich hier unter seinesgleichen befinde, erklärt Guggenbühl. Die „Selbstverwalter“ sei man jedenfalls schnell los geworden. Die meisten von ihnen konnten sich die „Nebenkosten“ ohnehin nicht leisten. Heute braucht es zusätzlich ein gewisses Sicherheitsdispositiv, um die Bewohner vor pöbelnden Individuen aus der verarmten Nachbargemeinde Bern zu schützen. Eine Erschliessung mit einem öffentlichen Verkehrsmittel habe es demgegenüber nicht gebraucht, weil alle Leute hier ein eigenes Auto mit Chauffeur zur Verfügung hätten und die Schulkinder mit Limousinen in die Privatschulen geleitet würden.

bolo'aumatt – eine Replik zu *“Marmor und goldene Türfallen“*

Als legendär ist sie in die Annalen der Aumatt eingegangen: Jene Miteigentümersversammlung Mitte der Achtzigerjahre, als nach ausführlichen Diskussionen eine knappe Mehrheit der AumättlerInnen dem Antrag zustimmte, die bolo'bolo-Philosophie zur Siedlungs-Ideologie zu erklären.

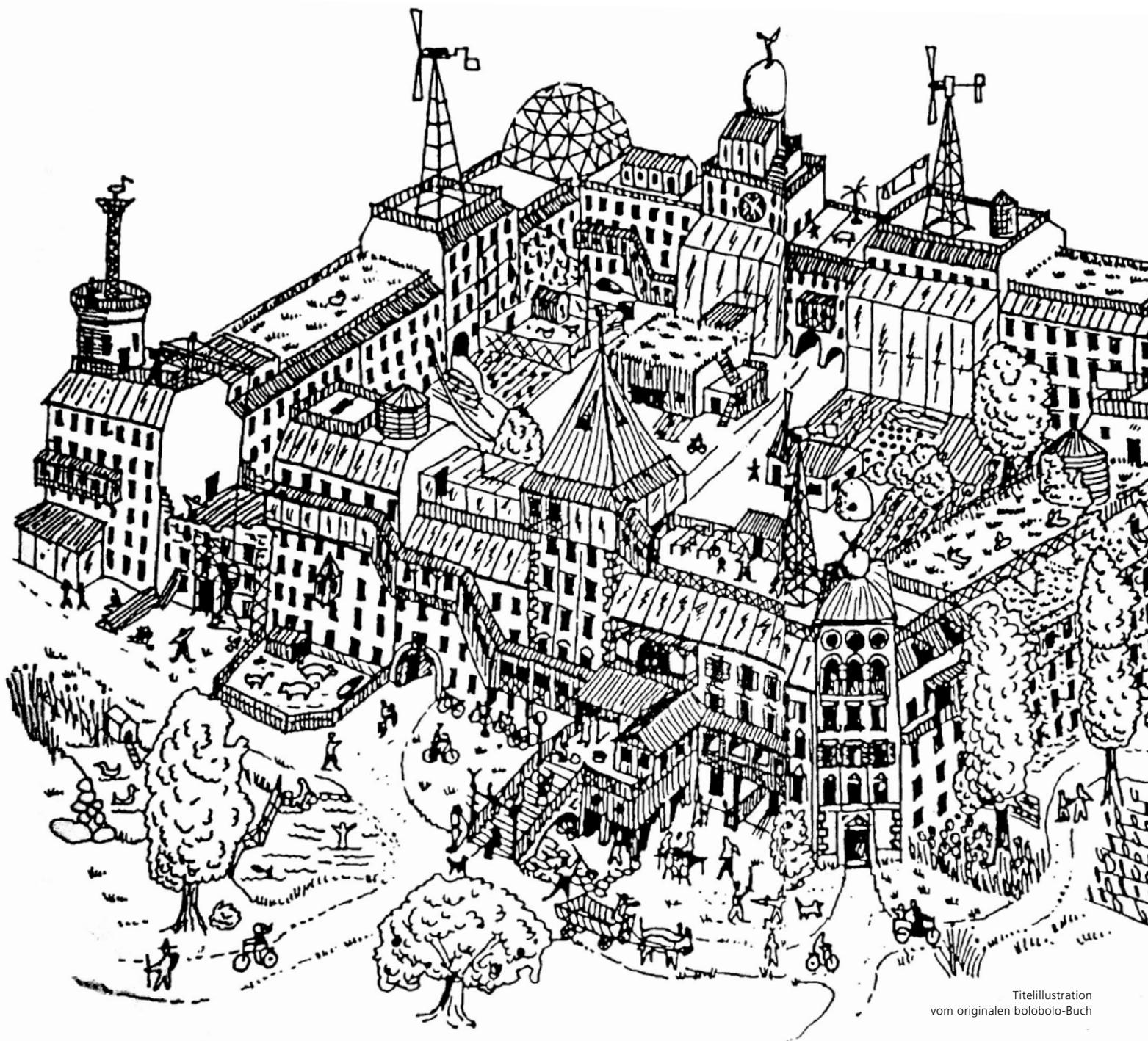
Erstmals erschienen ist das schmale Büchlein „bolo'bolo“ des unter dem Pseudonym P.M. publizierenden Autors, der sich erst viele Jahre später als Hans Widmer (*1947, Gymnasiallehrer, Wahlzürcher) outete, 1983 im Zürcher Paranoia City Verlag. P.M. beschreibt darin eine anarchistische und antikapitalistische soziale Utopie. Der Begriff „bolo'bolo“ gehört zu einer fiktiven Plansprache (eher nur ein Grundvokabular) namens asa'pili, die in einer auf bolos aufgebauten Weltgemeinschaft verwendet werden soll. Ein bolo ist eine autonome Gruppe von einigen hundert ibus (ibu = Mensch, Individuum), die durch ihr gemeinsames Interesse an einem bestimmten „nima“ (einer Kultur oder Philosophie) vereint sind. Die Siedlung Aumatt hat ungefähr die richtige Grösse, welche P.M. einem bolo zuschreibt. Trotz der Tatsache, dass P.M. seine Aufzeichnungen im Vorwort als „Wegwerf-Utopie“ bezeichnete, ist das Bändchen bis heute in mehrere Sprachen übersetzt und zu einer Bibel für Sozialromantiker, Idealisten und Utopisten geworden.

So richtig funktioniert die bolo'bolo-Philosophie natürlich nur, wenn ein grösseres Gebiet, eine Gemeinde (vudo), ein Kanton oder Land (sumi) oder am besten die ganze Welt (asa) in bolos organisiert ist. Einzelne ibus können dann in andere bolos wechseln und müssen dort gastfreundlich behandelt werden. Und die bolos können untereinander Tauschhandel treiben. Davon war die Welt natürlich vor rund dreissig Jahren – wie bekanntlich auch heute noch – weit entfernt. Die AumättlerInnen wussten also, dass sie Kompromisse würden eingehen müssen. Aber wenn man eine bessere Welt bauen will, muss man ja schliesslich irgendwo anfangen. Und warum nicht in der Aumatt, die bereits zu einem guten Teil die Selbstverwaltung lebte?

Kompromisse brauchte es denn auch bereits bei der Organisation und Beschlussfassung. Viele Entscheide hätten die Einstimmigkeit aller MiteigentümerInnen verlangt. Nun hatte aber bereits an der eingangs erwähnten legendären MV die unterlegene nicht eben kleine Minderheit nach der Abstimmung den Gemeinschaftsraum unter Absingen wüster Lieder und lautem Türenschiessen verlassen. Mit Einstimmigkeit würde es somit bis auf Weiteres nichts werden. Die verbleibenden AumättlerInnen beschlossen somit, über die weitere Umsetzung des bolo-Gedankens an Vollversammlungen (VV) zu entscheiden und nahmen in Kauf, dass ihre Beschlüsse nicht für alle in der Siedlung bindend sein konnten. Man ging davon aus, dass die Zeit und der Gruppendruck dann schon eine Bereinigung der Lage bewirken würden.

Die Vollversammlungen waren demokratischer als die Miteigentümersversammlungen, denn dort hatten alle, ob EigentümerInnen oder MieterInnen und auch Kinder und Jugendliche, sofern sie alt und interessiert genug waren mitzudiskutieren, dasselbe Stimmrecht. Dafür waren jeweils Sitzleder und Geduld gefragt. Oft dauerte das Palaver bis weit nach Mitternacht. Besonders hitzig waren die Diskussionen beispielsweise an jenen VVs über die Vergemeinschaftlichung des Grossteils der vorhandenen Güter und demgegenüber die Einführung des takus (taku = Besitz, Eigentum, Privates). Die bolo'bolo-Utopie sieht nämlich vor, dass die meisten Güter und Werkzeuge Gemeinschaftsgut sein sollten. So braucht es nicht in jedem Haushalt eine Bohrmaschine, mit der man dann zweimal jährlich ein paar Löcher in die Zimmerdecke bohrt, um eine Vorhangschiene zu montieren. Die meisten Dinge kann man gemeinschaftlich anschaffen und nutzen. P.M. schlägt vor, dass jedes Individuum (ibu) einen Behälter mit den Massen 50 x 50 x 100 cm zur Verfügung haben soll, der zur Aufnahme der wirklich privaten Dinge, eben des taku, genügen sollte. Stundenlang feilschte die Vollversammlung über Zentimeter respektive den angemessenen Umfang der Kiste.

Ein bolo besteht aus Wohn- und Werkstattgebäuden (sibi) und aus einem landwirtschaftlichen Grundstück (kodu), das der Versorgung mit Lebensmitteln dient. Die Aumatt musste somit die bessere Verteilung der Liegenschaftsnutzungen organisieren (mehr Werkstatts-, Wirtschafts- und Gemeinschaftsräume bei gleichzeitiger



Titelillustration
vom originalen bolobolo-Buch

Reduktion der reinen Wohnflächen). Und die landwirtschaftlich genutzten Flächen mussten wesentlich vergrößert werden. Das Familiengartenareal reichte für die weitgehende Selbstversorgung bei weitem nicht. Auch diese Organisation bedurfte zahlreicher zeitintensiver VVs. Zudem musste weiterhin noch Geld verdient und benutzt werden, war der Rest der Welt schliesslich noch nicht auf Tauschhandel eingestellt. Darüber, wie das vorhandene Geld in individuelles Eigentum respektive Gemeinschaftskapital aufgeteilt würde, sind erbitterte Kämpfe überliefert.

Letztlich konnten viele Aspekte der bolo'bolo-Philosophie, wenn auch in abgespeckter Form, während einer gewissen Zeitspanne umgesetzt werden. Leider hatte sich allerdings im Rest der Welt die wirtschaftsliberale

Ideologie ab den Neunzigerjahren voll durchgesetzt. Die ohnehin unvollkommen umgesetzten Aspekte der Utopie fielen nach und nach der Realpolitik zum Opfer, und heute zeugen nur noch ein einmal jährlich stattfindendes gemeinsames Nachtessen und die zwei Siedlungsputzeten vom Traum der vergemeinschafteten, aber dafür freien und nachhaltigen Welt.

Christof Berger, WW18/FW24